

Messer in eigener Tracht, mit bloßen Schwertern, zogen im Prunkzuge durch Nürnberg, wobei sie den Kindern Rüsse und den Jungfrauen mit Rosenwasser gefüllte Eier zuwarfen. Da den Jüngsten die Ausgaben für das „Privilegium“ allmählich zu teuer wurden, ließen sie auch Bürger an dem Festtage teilnehmen, was zur Gründung der Schenkbart-Schönbart-Gesellschaft führte, die von eigenen Hauptleuten befehligt wurden. Wegen Ausschreitungen bei diesen Festen erschien bereits 1649 eine „obrigkeitliche Verordnung“, die „anstatt der heidnischen Fastnacht einen kirchlichen Auf- und Betag“ anordnete.

Leipzig machte lange den Fastnachtsbrauch des „Fluggeheens“. Gefellen und junge Leute führten einen Pflug durch die Straßen, an dem sie alle Mädchen, deren sie habhaft werden konnten, spannten, gleichsam um die Mädchen zu verpöhlen, daß sie noch nicht im Ehestande stünden. Als 1490 ein Mädchen auf den Scherz nicht eingegeben wollte, und ihr Bitten, sie in Frieden zu lassen, nicht half, erschlug sie einen der verumrungenen Burlesken.

In Königsberg trugen zu Fastnacht die Metzgergesellen Riesenwürste herum. 1601 machte eine solche Wurst 1006 Ellen und wurde von 103 Metzgerherren getragen. Von der Riesenfastnachtswurst bekam zuerst der Fürst seinen Teil, der Rest wurde in Gemeinschaft mit den Bürgern verzehrt, die ihrerseits Riesenbretzel zum Wasche lieferten.

Als im 16. Jahrhundert Herzog Johann zu Zweibrücken Hof hielt, spielten bei einem Fastnachtssturm die Feiher mit einem in eine Ruhhaut eingewickelten Menschen — Jangbalt. Wie es in der Chronik heißt, ließ der Fürst erfragen ob des Spieles als öffentliche Spende jedem Armen einen Hering, ein Brot und einen Pfennig austellen.

Ein prunkvoller Carneval leistete sich Venedig. Im Jahre 1694 zog in feierlicher Prozession der Doge von Venedig herum, begleitet von vierzig in rote Kleider gehüllte Ratsherren, denen die Nobil in schwarzen Anzügen folgten, auch die Priester beteiligten sich an den offiziellen Fastnachtszügen. Nach dem Umzuge begann die Maskenfreiheit. Tausende Masken füllten den Marktplatz und ergötzen sich am „festen Dienst“ mit einer Ochsenhaut. Den eingefangenen Tieren wurden in Gegenwart des Dogen „feierlich die Köpfe abgehauen“, worauf man die Ochsen am Spieße briet und unter das Volk verteilte. Mit diesem Fastnachtsfreuden hat die „Venetianische Messe“ (Bucconareffest) — ein zweiter Carneval Venedigs — nichts zu tun; dieses Fest wurde am Himmelfahrtstage als „Vermählung des Dogen mit dem Meere“ gefeiert. Im Florenz hielt man als Fastnachtsbrauch das Fest „La Befana“ ab, bei dem kostümierte Strohpuppen durch die Straßen getragen wurden.

Vivarno, einst der Schauplatz des levantinischen Handels, hatte einen mehr berühmten als berühmten Carneval, bei dem Matrosen und Jacchini (Lastträger) die Hauptrollen waren. Von dem Fastnachtsbrauch in Rom, der mit einem Pferderennen und mit einer Stadtkommunikation beschloffen wurde, hat Goethe eine anschauliche Schilderung entworfen.

Die Russen begannen früher ihre Fastnachtslustbarkeiten acht Tage vor Weihnachten und ließen sie bis zum Dreikönigstage dauern. Zar Peter I. führte die „Carnevalschöpfung“ ein, bei der der Hofnarr mit einem feinsten Mitternachtsstreich verheiratet wurde. Der Hochzeitszug gab dann Anlaß für buntes Maskentreiben. Die Hauptfigur des Pariser Carnevals war lange Zeit der „Boef gras“, ein Mastochse, der nach einem prächtigen Umzuge geschlachtet und dessen Fleischportionen kostenlos abgegeben wurden. Den Beschluß des Pariser Carnevals bildete die Flohmarkt der Wäscherinnen auf der Seine und das Verheiraten des Prinzen Carneval, dessen Hauptpunkt die Verbrennung einer Strohpuppe auf dem Montmartre war. Der Pariser Carneval brachte zuerst die später von Nizza und Köln übernommene Sitte der Wagenumzüge, bei denen Zeitungsblätter verteilten, kirchlicher und örtlicher Natur gern verpöhtet werden.

Überblickt man das Werden und die Entwicklung der Fastnachtsfeste, so erkennt man als ihre direkten Vorläufer die schon im 9. Jahrhundert öffentlich gezeigten Passionsspiele, die sich mit der Leidensgeschichte Christi und der Lebensgeschichte der Heiligen beschäftigten. Im 11. Jahrhundert zeigten in sogenannten „extemporierten Farcen“ (Fastnachtszügen) herumziehende Gaukler und Poffenreißer in Scherzen und auf Schauergeräten ihre Kunst, wobei sie gegen die „kirchlichen und weltlichen Moralitäten“ losgingen. Später — in der Reformation — traten Bürger in den Fastnachtszügen auf. Das Singspiel diente zur

Verherrlichung der Fastnachtsmärchen. Mit der Ausbildung der Gelehrtenpoesie und des Bühnenspiels traten die Fastnachtsfeste, die erst Goethe wieder aus der Vergessenheit rief, immer mehr in den Hintergrund.

Deutsche Ausgrabungen im letzten Halbjahrhundert

Von Dr. H. Oberlies, Würzburg.

1875 unternahm Deutschland eine bedeutende archaische Aufgabe: die Ausgrabung des berühmten Kult- und Festplatzes Olympia in Griechenland. Die wissenschaftliche Ausbeute war sehr groß. U. a. deckte man das Geröl auf, an dem sich die Entwicklung des Tempelbaues vom Holz zum Steinbau nachweisen ließ; dann fand man in ihm ein berühmtes Werk des Praxiteles (4. Jhdt. v. Chr.), die Gruppe Hermes mit dem Dionysos-Knaben. Eine besondere Überraschung brachte die Freilegung des dorisches Zeustempels, in dem einst das kolossale Goldschmiedewerk des thronenden Zeus gestanden hatte: die gefundenen Skulpturen hatten einen völlig unerwarteten naturalistischen Stil, dessen Entstehung, Herkunft und Eingliederung noch heute nicht restlos geklärt sind.

Eine noch größere Aufgabe stellte die Ausgrabung des alten Pergamon dar, das auf einem 310 Meter hohen, von einer Burg gekröntem Berge lag und terrassenförmig den steilen Hang bedeckte. Im September 1878 wurde hier der Spaten angelegt. Ein ganzes Stadtbild kam zu Tage. Freigelegt wurde der Athene-Tempel, ferner die berühmte pergamenische Bibliothek, die einst mehr als 100.000 Bände enthielt, dann eine Markterrasse, von Hallen mit Läden umgeben. In einer Hofstadt wurde der mächtige Zeustempel aufgedeckt — einer der sieben Weltwunder des Altertums. Man fand dort die gewaltigen, überlebensgroßen Reliefs, die den Kampf der Götter gegen die Giganten in einer bisher nicht gesehenen Wucht und Leidenschaftlichkeit darstellten. Weitere Grabungen seit 1900 haben ein großes Gymnasium und eine Hochdruckleitung freigelegt.

1891-93 wurde die Stadt Magnesia in Kleinasien ausgegraben. Die ganze Anlage der Stadt war aus einem Guß und rührte von Herkules her, dem bedeutendsten Architekten Kleinasien um das Jahr 330 v. Chr. An dem von ihm erbauten Artemision lernte man den kleinasiatischen Ionismus der hellenistischen Periode näher kennen. Das vollständigste Bild einer hellenistischen Stadt wurde 1895 in Priene freigelegt. Es war schon bekannt geworden durch den Athentempel, der einst von Alexander dem Großen geweiht worden war und seit 1869 freilag. Neben wie Pergamon lag Priene auf einem rasch und steil ansteigenden Felshang, der nur eine terrassenförmige Bebauung zuließ. Dennoch wurde die Stadt nach dem Schema rechtwinkliger Straßenkreuzung angelegt. Die Straßen, die die einzelnen Terrassen-Stadteile miteinander verbinden, gleichen oft Treppen. Auf einer oberen Terrasse lag der Tempel der Athene Polias. Mittelpunkt der Stadt war der Markt. In seiner Mitte stand ein Altar. Eingefügt war der Markt von Säulenhallen mit Läden. Zutage kamen noch ein theatralischer Sitzungsraum, ein Stadion, ein Gymnasium, vor allem aber ein Theater mit sehr gut erhaltenem Proskenion, das für die so fröhliche Erkenntnis des Spiels im jüngeren antiken Theater — ob nämlich auf oder vor dem Proskenion gespielt worden war, überaus wichtig wurde.

Raum war Priene freigelegt, als sich die deutschen Ausgräber Milet, einem „älteren Venedig“, der einst meerbeherrschenden Metropole antiken Welt Handels, zuwandten. Die Gesamtaufdeckung der Stadt begann 1899. Es kamen zutage ein zweistöckiges, mischenreches Amphitheater — eine architektonisch reich ausgestattete Brunnenanlage — ein theaterförmiges Rathaus (Bouleuterion), weite Hallen, eine römische Thermenanlage, ein Heiligtum des Apollon, Korinthe, mehrere Märkte, vor allem aber die fünf Meter dicke Stadtmauer, ein hervorragendes Werk griechischer Befestigungskunst. Alle diese Bauten gehörten dem hellenistischen Milet an. — Bei Milet lag übrigens das damals ebenfalls von den Persern zerstörte sogenannte Didymaion, der gemaltigste aller Apollontempel, zu dem vom Safen Panormos die berühmte heilige Prozessionsstraße führte, die nach ägyptischer Vorbild mit Siphainen und liegenden Ermen eingemäht war. Die Riesenmaße des Tempels erforderten Säulen von 20 Meter

Höhe! Auch hier wie überall leistete deutsche Ausgräberarbeit Musterbeispiele. Die Deutsche Archaische Gesellschaft zu Athen legte in den vier Jahren des vorigen Jahrhunderts das Theater des Dionysos in Athen frei, den Platz also, auf dem die unsterblichen Dramen eines Aeschylos, Sophokles, Euripides, ferner die geistreichen satirischen Komödien des Aristophanes das Volk der Athener begeisterten hatten.

In Ägypten fanden seit 1893 gründliche und methodische deutsche Ausgrabungen statt, die besonders für die Erkenntnis des Pyramidenbaues reiche Ausbeute brachten. Das Berliner Museum ließ Tell-el-Amarna ausgraben, die Residenzstadt des Reichkönigs Amenophis 4. (14. Jhdt. v. Chr.). Die dort gefundenen Kunstschöpfungen zeigen einen für ägyptische Kunst unerhörten Realismus, der besonders in den Köpfen des Königs und denen seiner Frau zum Ausdruck kommt.

Großes leisteten deutsche Ausgräber bei der Wiederentdeckung des alten Babylon zur Zeit Nebukadnezars. Die Ausgrabungen begannen 1899. Freigelegt wurde das königliche Schloss mit seinen zahllosen Gemächern — in einem derselben starb Alexander der Große —, ferner ein Tempel, das gemaltige Torgebäude der Göttin Ishtar. Gefunden wurde eine gepflasterte Prozessionsstraße zum Marktempel Esagila, dem sog. „babylonischen Turm“.

Seit 1893 wurde Assur, die Hauptstadt des alten Assyriens, aufgedeckt. Man fand Palast und Stufentempel aus dem 9. Jahrhundert v. Chr., dazu den Tempel des Nationalgottes Assur. Der Erforschung der hettitischen Kunst und Kultur galt die Aufgrabung des Ruinenhügels Sandaschirli, der 1888, 1890-91, 1894 vom Berliner Museum untersucht wurde. Man fand mehrere Palastanlagen, in denen sich assyrische und hettitische Einflüsse begegneten. Später grub man dann vor allem in Boghazkoi, der Hauptstadt des Hethiterlandes, im Nordrappabociens in Kleinasien gelegen. Die Stadt war sehr groß, hatte eine Burg und bestand aus Ober- und Unterstadt. Man grub einen großen Palast oder Tempel aus. Dort wurde 1906 ein Tonarchiv in babylonischer und hettitischer Sprache entdeckt.

Deutsche untersuchten 1882-83 das 2200 Meter hochgelegene Brunkgraben des Königs Antiochos I. von Kommagene (um 50 v. Chr. — 1900 wurde die pyrgische Nekropole Gordian freigelegt, die durch Alexander den Großen berühmt wurde, der hier den gordischen Knoten zerhieb).

Eine Ruhmestadt deutscher Ausgrabungskunst war die Freilegung der gewaltigen Tempelanlagen von Baalbek in Syrien in den Jahren 1899 bis 1904. Ausgegraben wurde der berühmte große Tempel des Zeus von Heliopolis mit besonders kunstvoller Anlage seiner Vorhöfe. Bekannt wurde der kleine Rundtempel mit seinem barockartig eingeschwungenen Gebälk.

In Italien behielten sich die Italiener alle wichtigen Ausgrabungen vor, allerdings unter Beihilfe hervorragender deutscher Gelehrter, die besonders in Pompeji und Rom tätig waren.

In Spanien fanden Ausgrabungen in Numantia und Tartessos statt. Letzteres liegt an der Mündung des Guadalquivir und wurde für Platons heilungstheoretisches Atlantis in Anspruch genommen.

Über den Grabungen im Ausland vergaß man aber die deutsche Heimat nicht. Man untersuchte die alten Römerstädte an Rhein und Mosel. Seit 1892 erfolgte man vor allem den Verlauf des Limes, des römischen Grenzwall gegen Germanien. Ausgrabungen fanden fast an allen Orten statt, z. B. in Gallern, Xanten, Aliso. Man versuchte den Ort der Varusschlacht aufzudecken, ebenso alle Spuren der einzelnen Römerzüge. Auch dem germanischen Altertum wandte man große Aufmerksamkeit zu und suchte die spärlichen Überreste zu einem einheitlichen Kulturbild zusammenzufassen.

Allen diesen deutschen Grabungen bereite der Weltkrieg ein jähes Ende. Erst in den letzten Jahren fanden wieder einige kleine Grabungen in Athen und auf Ägina statt; letzteres als Abschlussgrabung der 1904 durch Kurt Dörigler auf Ägina begonnenen Untersuchungen. Noch für lange Jahre wird die einst vorbildliche deutsche Ausgrabungskunst von dem Ausland zurückgehen müssen, weil uns die erforderlichen großen Mittel fehlen; dennoch hoffen wir hoffen, daß die deutsche Archaische sich bald ihre führende Stellung wieder erobern möge, die sie auch hier vor dem Kriege besaß.



Das heutige Universitätsgebäude
Zur 450. Jubelfeier der Universität Tübingen.



Die alte Universität

Kulturgegeschichtliches von der Gabel

Von Franz Hogen-Berlin.

Als primitive Urform der Gabel ist wohl das gekrümmte Stäbchen der Chinesen anzusehen, das bereits unter der Chou-Dynastie, also schon etwa tausend Jahre vor Christi Geburt, im Gebrauch war. Es ist bezeichnend für die alten Neuerungen abholde Wesensart des Chinesen, daß sich die Form der Stäbchen seit 3000 Jahren nicht geändert hat; lediglich das Material, aus dem sie hergestellt werden, ist verschieden: Bambusrohr bei den ärmeren, Elfenbein bei den begüterten Klassen.

In Europa erscheint die Gabel zuerst im elften Jahrhundert, und zwar in Venedig. Domenico Silio, 1050-1098 Doge von Venedig, hat sich in der Geschichte seines Landes keinen besonderen Namen gemacht; er wird — was ja das Schicksal mancher Männer ist — eigentlich nur dann genannt, wenn von seiner Frau die Rede ist, und auch diese Frau, eine griechische Prinzessin von der Insel Samothrake, verbandt ihre „historische“ Bedeutung nur dem Umfande, daß sie die erste geschäftliche Persönlichkeit war, die mit der Gabel aß. Die schöne Dogaresse hatte bei ihrer Vermählung aus ihrer Heimat einen fünfzinkigen goldene Gabel mitgebracht und bediente sich dieser, um damit die Speisen zum Munde zu führen. Der Gebrauch dieses Gegenstandes aber, der mit der fortgeschrittenen Zivilisation seit vielen Generationen zu einer unentbehrlichen Selbstverständlichkeit geworden ist, erregte damals selbst in dem kulturell hochstehenden Venedig Befremden, ja Entrüstung, besonders in den unteren Volkskreisen. Man erblickte in der Verwendung einer Gabel eine unerhörte Ueberfeinerung der Sitten. Auch der Klerus eiferte dagegen; die Gabel Gottes anders als mit den Fingern anzufassen, sei nicht anständig und beleidige den Schöpfer.

Erst fünfhundert Jahre später taucht die Gabel von neuem auf, und zwar wiederum in Venedig. Einige jüdische Nobilitäten hatten um 1500 den Mut, sich des verpönten Eßinstruments öffentlich zu bedienen. Von dort verbreitete es sich nach und nach über Westeuropa. Ein vielreißender Engländer, Thomas Corbair, brachte die Gabel von Italien nach England und wurde dafür nach der britischen Bezeichnung „fork“ oder „furca“ — Dreizack, „furker“, d. h. Gabelbringer genannt. In den anderen westeuropäischen Ländern erfolgte die Einführung und Verbreitung der Gabel nur sehr langsam. Sie fand zunächst fast nur in den oberen Klassen Eingang. Auch Francis Beaumont erwähnt in seiner „Königin von Korinth“ den Gebrauch der Gabel als charakteristisches Kennzeichen eines Edlen, gereiften und Gelehrten. Selbst hochgebildete und an größte Keuschheit gewöhnte Menschen der Renaissance aßen noch Jahrzehnte lang nur mit den Fingern.

Zobeljagd in Sibirien

Nachzählung von Fritz Reuenthaler.

Der alte Wassili Michailow hat seine Hunde gut geführt. Emsig laufen die Wölfe, deutschen Schäferhunden ähnliche Tiere, im Walde herum, schnüffeln an jedem Busch, an jedem Stamm, blicken mit ihren klugen Augen in die vielen windgebrochenen Stämme, laufen auf ihnen entlang und durchstöbern jeden Winkel des Urman, des Zirkel- und Tannenwaldes. Hoch liegt darin der Schnee. Wenn ein Windhauch weht, flüßt das trockene Weiß von den Zweigen. Wenn die jugendlichen Hunde die Büsche streifen, dann fällt der Schnee in Wolken zu Boden. Unverfroren suchen die Hunde, unverdrossen folgt der alte Trapper. Da hat aber der eine der Hunde eine Spur gefunden. Blühschnell folgt der den Tappen in langen Sprüngen durch den lockeren, tiefen Schnee. und — hau, hau, hau, hau! schallt der tiefe Hals des Hundes. Drüben, an der alten Zirkelheide ist's! Der alte Jäger eilt auf seinen Schneeschuhen hin. Dicht ist die Krone des Baumes. Soviel der Jäger auch hinausschaut, so sehr er auch den Hals verdreht und den Kopf in den schon schmerzenden Nacken beugt, er kann in dem Gestrüpp dichter Äste und Zweige, grüner Nadeln und weißer Schneebeläge nichts erblicken.

Nun sind alle Hunde zur Stelle. Ein mähres Hüllkonzert jaulender und klaffender Stimmen mischt sich in den tiefen Laut des Zirkelhundes. Alle gebärden sich wie wahnwitzig, als wäre der Scheit des Waldes in höchster eigener Person auf der Zirkel.

Nichts regt sich auf dem Baume. Der Jäger löst sein Bein aus dem Gurt und schlägt heftig mit der Reithelle der Klinge gegen den Stamm. Leidenschaftlich springen die Hunde am Stamme empor. Da bröckelt oben Schnee und fällt in einer dichten Staubwolke zu Boden. Nur einen Bruchteil einer Sekunde hat der Jäger in den Zweigen oben eine Bewegung gesehen, einen dunklen Schatten. Eigentlich war's nur ein Fußchen, was er sah, ein Gleiten auf einem der härteren Äste. Das aber genügt dem scharfen Auge: das Wild da oben hat sich veralten! Langsam richtet der alte Jäger sein Gewehr nach der Stelle. Ist das da, zwischen den dichten Nadelbüschen, kein gelblicher Fleck? Kein Menschenauge hätte ihn erpicht, den kleinen gelben Punkt im Gestrüpp — der scharfe Blick des uraldgemohnten Trappers hielt ihn fest. Wassili weiß: das ist die Rehe eines Wärders oder Zobel's. Noch ist's ungewiß, ob dort oben, auf den Ästen gedrückt, ein Zobel sitzt oder ein Wärd. Vielleicht auch ein Wärd, ein „Ritus“. Jagdlich macht es keinen Unterschied, wohl aber im Beute: der Zobel ist dreimal so viel wert als der beste Wärd. Diesmal hat Wassili eine Schatzpatrone mit der Gabel allgemäher. Bis zur französischen vollen Pulverladung im Gewehr; es handelt